

systems mit der konsequenten Gleichstellung von Mann und Frau sowie mit mehr Flexibilität gegenüber unterschiedlichen Lebensformen kommt also ein zentraler Stellenwert zu. Darüber hinaus förderte die Caritas seit Beginn der neunziger Jahre die Diskussion um die Einführung eines existenzsichernden Grundeinkommens.¹⁰ Ohne die Form seiner konkreten Ausgestaltung zu präjudizieren, tendiert sie zu einem in der Verfassung verankerten, einklagbaren Recht auf ein Existenzminimum. Damit soll zumindest eine teilweise Entkoppelung von Lohnarbeit und Existenzsicherung angestrebt werden. Zudem ginge es darum, Leistungen zu entschädigen, die heute nicht als solche anerkannt bzw. unentgeltlich erledigt werden: Haus- und Familienarbeit, Erziehungs- und Betreuungsarbeit.

Es kommt indessen darauf an, daß die Diskussion um die konkrete Ausgestaltung, die Finanzierung und die politische Durchsetzbarkeit eines existenzsichernden Grundeinkommens vermehrt unter den Aspekten der Dringlichkeit und der Machbarkeit geführt wird. Die Caritas will in dieser Perspektive mit Hilfe einer breit abgestützten Arbeitsgruppe konkrete Modelle der sozialen Sicherung entwickeln.

Christian Döring

Einfach totschiagen . . .

Auszüge aus einem Gesprächsprotokoll mit einem Rechtsradikalen

Was geht in einem jungen Menschen vor, der sich rechtsradikales Gedankengut angeeignet, sich entsprechenden Gruppen angeschlossen und sich grundsätzlich auf gewaltsame Auseinandersetzung mit den Anderen, den Fremden, den Asylanten eingestellt hat? Die Gesprächsnotizen zeigen auf, wie sehr die Herkunft und die Lebenssituation zu solch radikalem Anderssein hinführen können.

red

¹⁰ Dokumentiert in: Caritas Schweiz, Existenzsicherndes Grundeinkommen? Tagungsbericht, Luzern 1991; Caritas Schweiz, Die Sicherung der Existenz ist ein Menschenrecht. Die Diskussion um ein existenzsicherndes Grundeinkommen – ein Überblick und weiterführende Überlegungen, Luzern 1992.

„Mit einem Schimmel möchte ich am Strand von Kalifornien in den Sonnenaufgang reiten. Knete hab ich nicht, und deshalb sind alle meine Träume Schäume. Weißt du, das ganze Leben – alles – läuft nur über Knete, und ich hab nichts in der Tasche.“

Benny, so heißt der Mann, der heute im Strafvollzug sitzt und im wesentlichen von Träumen lebt. Er sitzt hier im Knast, weil er am 25. August 1992 in Lichtenhagen mit einer Gaspistole auf einen Polizisten geschossen hat. Benny ist stolz darauf, ein Rechter zu sein.

„Na klar hab ich auf die Scheißbullen geschossen, und wenn ich wieder rauskomme, schlag ich sie tot.“

Benny hat jede Menge Wut im Bauch. Damals, als Benny noch Bernhard hieß und bei der FDJ Subbotniks mitgemacht hatte, weil das sein mußte wegen des Zeugnisses, da war er noch bei seinen Eltern. Bevor er jetzt in den Knast mußte, wohnte er in Rostock in Abrisshäusern oder mal bei Kumpels.

„Weißt du, wenn man selber keine Bude hat und keine Knete, dann hat man eben Wut. Meine Lehre bin ich los, weil der Betrieb Pleite gemacht hat, und Arbeiten gehen ist Scheiße. 16mal hab ich mich beworben, aber nun ist Schluß, ich kann mir meine Knete auch anders beschaffen.“

Benny hat mit der Gaspistole geschossen. Nur noch Gewalt, so meint er, kann ihm weiterhelfen.

„An der ganzen Scheiße hier sind die Kanacker schuld. Sie sollen abhauen, dann reicht's auch für uns Deutsche. Dann haben alle eine Wohnung, alle haben eine Arbeit und genug Knete. Und wenn die Ausländer-schweine nicht freiwillig gehen, dann schlagen wir solange zu, bis sie gehen. Oder wir schlagen noch mehr tot.“

Benny glaubt nicht an einen Trugschluß in seiner Lebensphilosophie. Für ihn ist dies Realität, Tatsache und muß bis zum bitteren Ende durchgekämpft werden.

„Ich bin nicht für die Vermischung der Rassen. Für unsere Weiber sind wir zuständig. Wir müssen hier endlich gründlich durchgreifen.“

Wenn man Benny so zuhört, könnte man ihn mit einem Wahlkampfredner verwechseln. Er hält das für richtig, was er sagt, und vor allem – er tut es auch. Dies ist sicher der

große Unterschied zwischen ihm und unseren Politikern.

„Unsere Politiker, das sind doch alles Flaschen, reden und sabbeln in den Tag hinein und kassieren dafür noch die große Knete. Für die sind wir ja doch bloß die Schläger. So einen wie Adolf brauchen wir. Der wußte wenigstens, was er wollte. Der hat nicht gelabert, sondern was geschafft. Da hatte jeder seine Arbeit.“

Wie es weitergehen soll, weiß Benny nicht so genau. Wenn er aus dem Neustrelitzer Knast entlassen wird, dann geht er erst mal wieder in die Rostocker Keller, so nennt er die Abrißhäuser. Benny will, daß kein Ausländer mehr in Deutschland lebt. Er meint, wenn das erreicht wäre, dann wären alle Probleme gelöst.

„Na klar, nur der Scheißer wegen bin ich doch im Knast. Ich habe wenigstens gekämpft, die, die richtig in Lichtenhagen wohnen, haben doch nur geklatscht. Ihre Finger haben sie sich nicht dreckig gemacht. Ich habe soviel Wut im Bauch, weißt du? Ich sitze hier und komm nicht raus. Wenn ich rauskomme, schlag ich sie alle tot.“

Bestandsaufnahme

Vielleicht mag sich jetzt jemand fragen: Wie kann es möglich sein, daß ein junger Mann von 19 Jahren so geblendet sein kann von einer Ideologie? Wie kann es heute, am Ende des 20. Jahrhunderts, jemand fertigbringen, Menschen auf so direkte Weise zum Töten von „Anderen“ aufzufordern? Wie weit muß ein Mensch mit sich selber und mit seiner Umwelt sein, wenn er sich zum Morden anstellen läßt?

An dieser Stelle muß ganz eindeutig gesagt werden: Lichtenhagen und Neustrelitz sind Orte auf ehemaligem DDR-Gebiet. Dieser Satz soll und kann nichts entschuldigen, er soll auch nicht die Meinung aufkommen lassen, daß es Rechte nur in den neuen Bundesländern gibt. Dieser Satz soll aber das Augenmerk auf die meiner Ansicht nach wichtigste Entstehungsursache der jetzigen rechtsradikalen Szene lenken.

Die ehemaligen DDR-Bürger wurden quasi über Nacht von einem Extrem in das andere gestürzt. Nach jahrzehntelanger Bevormundung, dem, wenn auch auf weiten Strecken freiheitsraubenden, Behütet-Sein, müssen sie sich jetzt von einer Sekunde zur anderen

mit den neuen Lebensverhältnissen abfinden, anfreunden. Sie müssen sie annehmen und vor allem versuchen, damit leben zu lernen.

Generationen von DDR-Bürgern haben nie etwas anderes erlebt, als ständig bevormundet zu werden. Eigene Entscheidungen waren nie erwünscht; wurden sie dennoch getroffen, lebte man in der ständigen Gefahr, Bekanntschaft mit Stasi-Mitarbeitern zu machen.

Viele, die heute keine Perspektive für sich mehr sehen, die keine Arbeit mehr haben, die nicht das große Geld haben und vor allem die auch die Eltern und Lehrer täglich sehen, die sich zum Teil in Sekundenschnelle angepaßt haben, reagieren mit Aggressionen. Sie sind völlig haltlos, weil alleingelassen, darüber sind sie sauer. Sie finden keine Gesprächspartner, sie haben eben „nur noch Wut im Bauch“.

Und in dieser Sekunde tritt wieder einmal etwas typisch Menschliches zu Tage. Es wird jemand gesucht, an dem man seine Wut herauslassen kann, wo man zeigen kann: es ist jemand noch schwächer als ich. Besonders Ausländer und Asylanten, in zunehmendem Maße aber auch Behinderte und eigentlich alle, die anders sind, sind in den Augen vieler die „geeigneten Sündenböcke“.

Wie einfach . . .

Wenn ich im Frühling meine Blumen pflanze, dann erwarte ich, daß sie gerade wachsen und viele Blüten bringen.

Tun sie's nicht, kommt es auf den Gärtner an, was weiter geschieht: Vielleicht nimmt er einen Stab und bindet die nicht geradegewachsene Pflanze wieder hoch. Dieser Stab richtet die Pflanze wieder auf und gibt ihr Halt.

Manche Gärtner reißen die krummen, unansehnlichen Pflanzen aus dem Erdboden heraus und werfen sie weg.

Pflanzen sind keine Menschen, aber auch sie wachsen gerade in „Reih und Glied“ und fallen als einzelne in einer Gruppe nicht auf, oder sie wachsen schief und fallen „aus dem Rahmen“.

Wie einfach das alles klingt, aber wie brutal sieht die tägliche Realität in unseren Gärten aus. Im irdischen Garten und unseren vielen Blumengärten wird täglich gemordet und . . .

Dabei sind wir Menschen, und Gott hat uns „über alles andere gestellt“. Denken wir noch daran? Eigentlich könnte alles ganz anders sein.

Wie einfach das alles klingt . . .

Auswege – nicht mehr als Versuche

Wenn man heute rechtsradikalen Jugendlichen begegnet, ist es äußerst schwierig, an Hilfe zu denken. Besucht man sie im Knast, muß man darauf gefaßt sein, auch mal rauszufliegen.

Es gibt heute Jugendliche, die das offene Gespräch miteinander noch gar nicht als Hilfe für sich entdeckt haben, die gar nicht einzuschätzen vermögen, welche Erleichterung es bringen kann, über seine derzeitige Situation offen in Gesprächen zu erzählen. Wenn sie es allerdings einmal entdeckt haben, dann reden sie zunächst wie ein „Wasserfall“. Dies ist sehr wichtig.

Wenn sie dann im zweiten Schritt auch noch bereit sind, anderen zuzuhören, andere Meinungen neben der ihrigen stehenzulassen, dann haben wir es mit bereits freien angebundenen Menschenpflanzen zu tun.

Diese letzten beiden Absätze sind in der Realität am schwersten zu meistern. Manchmal dauert es Wochen, Monate oder auch Jahre. Man wird auch die Erfahrung machen müssen, daß viele ganz einfach „nicht wollen“. Für mich heißt dies allerdings: daß sie in ihrer jetzigen ganz konkreten Lebenssituation nicht anders können.

Ich gehe in diesem Beitrag ganz bewußt nicht auf die Gesellschaft ein, in der wir Menschen nun einmal leben müssen. Oftmals werden Jugendliche zu Straftätern, weil die Gesellschaft es nicht geschafft hat, sie davor zu bewahren. Wir Menschen sind diese Gesellschaft, und deswegen rede ich lieber von uns Menschen. Wenn wir Menschen mehr menschlicheres Interesse an den sogenannten Anderen zeigen würden, wieviel könnte da bewegt werden! Wie schnell könnten wir entdecken, daß unser Leben viel reicher und bunter werden würde, wenn wir die Anderen wirklich in unsere Gesellschaft hineinlassen würden.

Leider läßt die Gesellschaft – oder wir Menschen (?) – dies zur Zeit sehr oft nicht zu, und deshalb gibt es so viele Andere, Haltlose, die sich Sündenböcke suchen müssen, um ihren Frust über diese Gesellschaft loszuwerden.

Nur bei uns Menschen liegt es, ob wir weiterhin eine Menschenklasse neben uns haben wollen, die wir „mal gar nicht sehen, mal als unnütz bezeichnen oder mal auf sie einschlagen, weil sie ja sowieso immer Schuld haben“.

Schlechte Erfahrungen

Manchmal kommen unsere Gespräche ins Stocken. Zeitweilig läuft nichts mehr. Benny fühlt sich scheinbar wohl in der Rolle des brutalen Schlägers.

„Weißt du, gleich nach der Maueröffnung war ich oft bei meiner Tante in Hamburg. Nicht der Tante wegen, die Alte ist doof, aber sie hatte eine ganz süße Katze. Wir haben stundenlang miteinander gespielt. Als die Katze Junge bekam, wollte ich gern eins abhaben. Als ich dann kam, hatte meine Tante alle töten lassen. Dann bin ich ins Tierheim gefahren und hab mir meinen Bernhard geholt, einen kleinen, noch ganz jungen Terrier. Das war der schwächste Typ da. Ganz allein saß er in der hintersten Ecke des Zwingers. Da hab ich dann zu ihm gesagt: ‚Na, du armes Schwein, hast wohl auch keinen mehr, was? Dann komm man mit . . .‘“

Benny erzählt noch lange. Ich höre Sehnsucht nach Bernhard heraus. Bernhard nannte er seinen Hund, und Bernhard haben ihn seine Eltern einmal taufen lassen. Heute wollen sie von ihm nichts mehr wissen. Und Benny – er mag seine Eltern auch nicht mehr.

„Wer seinen Sohn rausschmeißt, der kann nicht verlangen, daß der seine Eltern liebt. Ich mag die Menschen nicht mehr. Für die sind wir doch bloß alle die Schläger, und wer mag mich denn schon? Niemand!“

Für Benny ist alles gelaufen. Hoffnungs-schimmer gibt es in seinen Augen nicht mehr. Das so berühmte Licht am Horizont kann er nicht entdecken. Irgendwann einmal hat Benny erzählt, daß er mit einem weißen Pferd am Strand von Kalifornien in den Sonnenaufgang reiten möchte. Jetzt erinnere ich ihn wieder daran. Benny schaut mich an. Seine Augen werden naß, schnell dreht er sich um . . .

„Glaubst du, ich find das alles okay? Aber was soll ich denn machen? Ich finde alles zum Kotzen. Tun kann man ja doch nichts, und zuhören kann auch keiner.“